**Zeitschrift:** Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
**Herausgeber:** Verein Saiten
**Band:** 20 (2013)
**Heft:** 223

**Rubrik:** Perspektiven

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 08.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

*Flaschenpost*
aus Polen

# Witaj Polsko!

Die St.Galler Band super8 tourt durch Polen und wird ab und zu Kaffee und Kuchen eingeladen.

Den Polen haftet die üble Nachrede an, dass sie nicht gut unterscheiden können, was ihnen und was anderen gehört. Darüber gibt es viele gute Witze. Den besten Slapstick liefert unser waschechter polnischer Fahrer Tomek: Am Flughafen von Warsawa lotst er uns mit seinem Handy zum Tourbus. Um nichts in der Welt hätte er unser Equipment allein im Bus gelassen. Bis jetzt wurde uns aber nur eines gestohlen: unser Herz.

## 1. Tag: Warschau – oder eben doch nicht

Vom Flughafen Fréderic Chopin (erhielt auch von uns gute Noten) gehts mit sämtlichem Gepäck am neuen EM-Stadion vorbei und entlang der Wisła (Weichsel) in die Grossstadtvororte. Nach einer unendlichen Anzahl prawo (rechts) und lewo (links) über löchrige Strassen und braunen Schneematsch erreichen wir schliesslich unser Ziel: ein einsames Seminarhotel aus der Zeit vor dem eisernen Vorhang mitten in den endlosen Kiefernwäldern der marsowischen Tiefebene.

## 1. Tag: Warschau?

Vorbei an den trostlosen Häuserblocks aus den Fünfzigern suchen wir nach dem Kern Warschaus. Es ist immer noch Winter: pflotschig, nasskalt und gar nicht amächelig. So wirken auch die modernen Glaspaläste zwischen den heruntergewirtschafteten Plattenbauten eher wenig einnehmend; auch nicht die schmucke, aber etwas kitschig anmutende Altstadt. Im Jazzarium, einem renommierten Jazzclub, empfängt uns ein emotionsloser, wortkarger Barkeeper. Beeindruckt von der Kleinheit dieses Kleinods – gross sind nur die Namen der Jazzlegenden, die hier spielten – richten wir uns auf der schuhschachtelgrossen Bühne ein und fragen uns, wie wir ankommen werden. Als wir loslegen, fliegen uns nach den ersten Klängen die Herzen des Publikums entgegen, und spätestens nach dem traditionellen polnischen Volkslied «Sokoly», welches wir in unserem musikalischen Gepäck mitführen, geht ein Ruck durch den Club – auch die hartgesottensten Sesselkleber legen ihre Zurückhaltung ab und tanzen und singen im Chor: Party polska total!

## 2. Tag: Warschau!

Spätestens beim polnischen Frühstück wird klar, dass hier das Leben hart und das Essen nicht leicht ist: Wienerli, Speck, Braten, Aufschnitt, Käse, russischer Salat, Rührei, Pilze, Tomatensalat mit Zwiebeln, diverses Grünzeugs und nochmals Wienerli. Endlich zeigt sich uns Warschau bei strahlendem Sonnenschein; und plötzlich passt alles und gefällt. Unzähliges Fussvolk wird aus den Häusern gesogen und flutet die Gassen und Plätze. Auf dem Heimweg finden wir den schon lange «vermissten» VBSG-Bus mit

Ein alter St.Galler Bus wurde kürzlich zurück nach Hause geholt – dieser hier ist weiterhin in Warschau im Einsatz.

Anhänger. Ehrliche Heimwehgefühle flammen auf.
Das zweite Konzert im Jazzarium wird von der Feuerwehr abgebrochen. Der hochsensible Feuermelder will keine Zugabe zulassen; der Club ist überhitzt.

## 4. Tag: Ostrow Mazowiecka

In der Turnhalle der Berufsschule für Coiffeusen, Automechaniker, Feuerwehrleute, Zöllnerinnen und Polizistinnen erwarten uns heute 350 Schülerinnen und Schüler. Das angehende Staatspersonal im Tarnanzug ist für uns gewöhnungsbedürftig. Ein wenig bang ist uns schon. Aber auch hier bricht spätestens beim «Sokoly» der Damm. Am Schluss wollen alle mit aufs Bild. Lieber das, als zurück in den Unterricht! Als Abschluss gibt es einen herzlichen Empfang beim Direktor mit Kaffee und Kuchen samt drei adretten Deutschlehrerinnen – zum Auftakt des «Jahres der deutschen Sprache». Und am Nachmittag das Kontrastprogramm: Das Museum und die Gedenkstätte des Arbeits- und Vernichtungslagers Treblinka lösen Beklemmung und Betroffenheit aus.

## 3. Tag: Wysokie Mazowieckie – die Milchlunge Polens

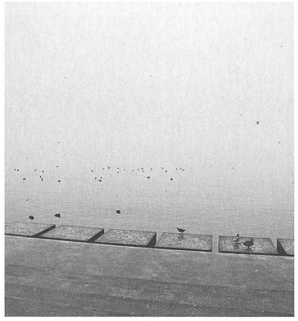
Wysokie Mazowieckie ist ein 10 000-Seelendorf östlich von Białystok. Wichtigster Arbeitgeber ist Mlekovita, der grösste Milchverarbeiter des Landes. Die Stadt wurde im Krieg fast vollständig zerstört. Die meisten Gebäude sind heute im «kommunistischen Stil» erbaut. Die Häuser haben einen quadratischen Grundriss, maximaler Wohnraum bei kleinstem Baumaterialbedarf. Mathematik statt Ästhetik! Das einzige Kaffeehaus in der Stadt ist eigentlich geschlossen, weil die Wirtin kürzlich verstorben ist. Heute war ihre Beerdigung. Der aus den USA angereiste Witwer bringt es nicht übers Herz, uns abzuweisen, und offeriert die wohl acht letzten Kaffees des Hauses: ein weiteres Beispiel der polnischen Herzlichkeit, Grosszügigkeit und Gastfreundschaft, welche uns in diesen Tagen ständig begegnen.
Er ist sichtlich bemüht, uns einen anständigen Kaffee zuzubereiten. Tiefgerührt bedanken wir uns für diese noble Geste mit einem sechsstimmigen «Stets i Truure».

Unsere kleine Tournee wird uns noch nach Ciechanowiec, Zambrow, Białystok und zurück über Wysokie Mazowieckie nach Warschau führen. Schon jetzt ist klar: Wir werden wiederkommen – beim nächsten Mal wollen wir den polnischen Sommer kennenlernen.

Peter Knill, 1960, Guido Schmid, 1959, und Ernst Waespe, 1952, tourten mit ihrer Band super8 vom 5. bis 13. April durch Polen. Nach dem Aufwärmen in Warschau ging es weiter gegen Osten bis nach Białystok, an die Grenze zu Weissrussland.

*Rapperswil-Jona*

## Ohne Parlament – noch.



Noch liegt ein Schleier auf der politischen Zukunft

Mitte April fand in Zürich das Sechseläuten statt. St.Gallen war Gastkanton. Bei der morgendlichen Zeitungslektüre habe ich das Motto erfahren: «Züri iineh! D'St.Galler stönd scho z'Rapperswil». Eigentlich ist das ja gar nichts Neues, Baby Jail haben schon in den Achtzigerjahren davon gesungen. St.Gallerinnen und St.Galler wohnen schon seit längerem hier. Die Gemeinde am Ufer des Zürichsees mit den grossartigen Lakers ist Teil des Kantons. Oder doch nicht so ganz?

Viele Einwohnerinnen und Einwohner fühlen sich stärker mit dem Kanton Zürich verbunden, sind besser über das politische Geschehen in Zürich informiert. Die Pendlerströme verlaufen über den Seedamm, nicht über den Ricken. Mitgefiebert wird mit den Grasshoppers oder dem FCZ, nicht mit dem FCSG. Korrekterweise müsste es im St.Galler Sechseläuten-Motto Rapperswil-Jona heissen. 2007 kam es nach mehreren erfolglosen Versuchen doch noch zur lang herbeigesehnten Fusion der politischen Gemeinden Rapperswil und Jona. Dadurch entstand mit mehr als 26 000 Einwohnern die zweitgrösste Stadt des Kantons. Ein Ereignis, das man doch im Zentrum der kantonalen politischen Macht bei der Vorbereitung aufs Sechseläuten nicht einfach vergessen haben kann. Oder doch?

Ganz bestimmt vergessen ging allerdings, bei der Fusion die altehrwürdige urschweizerische Institution der Bürgerversammlung abzuschaffen! Demokratischen Ansprüchen kann diese nicht mehr genügen. Die direktdemokratische Entscheidungsfindung in der Volksversammlung aller wahlberechtigten Bürger mag vielleicht zu Jean-Jacques Rousseaus Zeiten angemessen gewesen sein. Für eine moderne Stadt ist sie es nicht. Auch Rapperswil-Jona braucht ein Parlament. Nostalgie und das Hochstilisieren alter Traditionen dürfen der notwendigen Anpassung an die Gegenwart nicht im Weg stehen. Genauso wenig wie die kommunale Exekutive, die Reformen gegenüber sehr skeptisch eingestellt ist. Die Gefahr von Machteinbussen droht. Deshalb wird der Status quo noch bevorzugt. Die Zustimmung zum Parlament ist bei den Parteien hingegen so gross wie noch nie und sie nimmt weiter zu. Ein paradoxes Problem bleibt jedoch: Ein Stadtparlament kann es nur geben, wenn sich die Bürgerversammlung an der Bürgerversammlung selber abschafft.

Roman Zwicky, 1987, ist Student der Politikwissenschaften und hat sein ganzes bisheriges Leben in Rapperswil-Jona verbracht.

*Vorarlberg*

## Kirchenprivilegien, nein danke!

Zu meinem achtzehnten Geburtstag hatte ich mir selbst einen Kirchenaustritt geschenkt. Das ging damals einfacher als heute, ein eingeschriebener Brief an die Bezirkshauptmannschaft genügte, ein paar Tage später bekam man eine schriftliche Bestätigung, dass der Austritt zur Kenntnis genommen worden sei. Ich habe die Kirche nicht wegen der Kirchensteuer verlassen, sondern weil ich mit dem Christentum nichts mehr am Hut hatte, seit ich mich eine Weile lang mit der profanen Entstehung seiner heiligen Schriften beschäftigt hatte. Dazu kam noch durch die jährlichen Exerzitien am Gymnasium eine praktische Einführung in den Antiklerikalismus. Die Vortragenden dort schienen alle direkt aus dem «Pfaffenspiegel» zu stammen. Es ging da aber nur um den Versuch einer geistigen Vergewaltigung, wir wurden nicht direkt sexuell missbraucht wie manche Schüler in der Klosterschule am anderen Ende der Stadt.

Seither habe ich Kirchen nur aus kunsthistorischen Gründen, bei Platzregen und (auf Städtereisen) gelegentlich zur Entspannung aufgesucht (viele Kirchen sind ruhig, kühl und angenehm leer, und den Kölner Dom oder die Markuskirche finde ich beeindruckende Bauwerke). Wenn in den Medien Priester (oder – in deren geistigen Fussstapfen – gewisse Psychologen) salbadern, schalte ich eben um. Ich bin für einen gelassenen Atheismus, für den neuerdings eifernden habe ich nicht allzu viel übrig, seine Protagonisten ähneln ihren Gegnern.

In Österreich gibt es jetzt ein Volksbegehren gegen Kirchenprivilegien, dessen Aktivisten errechnet haben, dass die fünfzehn anerkannten Religionsgemeinschaften jährlich 1,35 Milliarden Euro aus Steuergeldern erhalten – am meisten natürlich die grösste von ihnen, die katholische Kirche, dank dem 1957 erneuerten Konkordat von 1934. Sie und die evangelische Kirche bekommen ausserdem jährlich fünfzig Millionen als Entschädigung für von den Nationalsozialisten beschlagnahmte Kirchengüter, die nach 1945 in den Besitz der Republik übergegangen waren.

Ich bin wirklich neugierig, wie viele Personen in Vorarlberg in der Zeit vom 15. bis zum 22. April dieses Volksbegehren unterschrieben haben, denn hier ist der Katholizismus nach wie vor virulent, ob nun der Landeshauptmann bei seiner Angelobung ein nicht vorgesehenes «So wahr mir Gott helfe» anfügte oder der FPÖ-Klubobmann jüngst politisches Kleingeld aus einem «schwulen Jesus» in einem Blättchen der Jungen Grünen zu schlagen versuchte. Neben der Bigotterie gibt es natürlich auch echten Glauben (nehme ich jedenfalls an). Die Prozentsätze für all das dürften höher sein als in anderen österreichischen Bundesländern (ausser natürlich im «heiligen Land Tirol», wo vor nicht allzu langer Zeit noch an das Anderl von Rinn geglaubt wurde, jene Legende um einen angeblichen Ritualmord an einem dreijährigen Buben im 15. Jahrhundert).

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

*Winterthur*

## Eine neue Late-Night

Es gab schon mal einen Versuch und der hatte einiges für sich: markante Moderatoren, improvisierte Übergänge, eine Hausband, ein unleidiger Gast und ein kleiner Eklat. Schon damals war es wunderlich, weshalb der Versuch abgebrochen wurde, und rückblickend ist es erst recht unerklärlich, warum die Sache nicht weiterging. Das Bühnenbild soll im betreffenden Konzertlokal noch immer im Estrich rumstehen. Eine Neuauflage wird es leider wohl trotzdem nicht geben, denn Nostalgie ist etwas für Fotoalben.

Es wäre so schön gewesen, wenn es mit der Late-Night-Show «Wir müssen reden» weitergegangen wäre: mit einem Bühnenformat zwischen Harald Schmidt, «Spex» und Unterhaltungsabend, das vor einigen Jahren sein – nicht sehr zahlreiches – Publikum über die Ironie der Neunzigerjahre hinaus zwischen Stuhl und Bank sitzen liess. Von den Moderatoren Dominik Dusek (David Drilling) und Thomas Meister (Tom Combo) stiftete der eine ständig Verwirrung, während der andere damit beschäftigt war, diese Turbulenzen zu moderieren. Theaterregisseur Samuel Schwarz (400asa) sollte via Playstation als Skateboarder Tony Hawk einen Parcours auf dem Moskauer Roten Platz absolvieren – und fand das unfassbar ärgerlich. Zwischendurch spielte die Band. Der Karikaturist Ruedi Widmer imitierte den Radsportreporter Hans Jucker. Und zum Schluss hat der halbleere Saal noch verschämt gesungen.

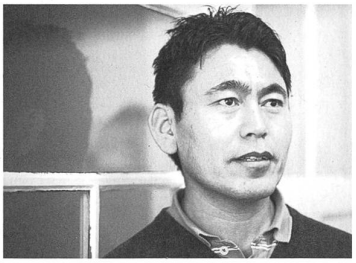
Doch wie gesagt, so was gab es nur einmal. Die Show, deren Titel einer damaligen Kontroverse um die (deutsche) Popkultur geschuldet war, kam nach der Pilotfolge nicht mehr zurück auf die Bühne des Salzhauses. Was folgte, war ein Ausklingen der popkulturellen Stimmung, noch bevor sich diese halbwegs verbreitet hatte. Damit einher ging eine Abkehr von der Ambition, über die eigene Nische hinauszukommen.

Diesen Frühling startete mit Jürg Halters (Kutti MC) «unglaublichster Talkshow der Welt» ein neuer Versuch. Nun gerät man beim Erteilen von Ratschlägen ja leicht unter Nostalgieverdacht. Umso mehr würde ich daher empfehlen hinzugehen, wenn am 3. Mai im Casinotheater die nächste Ausgabe über die Bühne geht. Aus Zürich reist Constantin Seibt an, ein zuverlässiger Lieferant postironischer Haltungen. Der Abend wird zumindest eine kleine Andacht für alle verlorenen Seelen der Alternativkultur.

Wendelin Brühwiler, 1983 ist Historiker und arbeitet zurzeit für die Kulturzeitschrift «Lettre International».

*Stimmrecht*

## Eine Schule ohne Stöcke



Als ich in meine Wohnung in Romanshorn einziehen konnte, hatte ich nicht im Traum daran gedacht, dass ich bereits zwei Wochen später auf einer Schulbank sitzen würde, um Deutsch zu lernen. In der Klosterschule in Tibet mussten wir buddhistische Texte wiederholen und ich bemühte mich, diese auswendig zu lernen. Ich sah meinen Lehrer wieder vor mir mit einem Stock in der Hand, bereit, mich zu bestrafen, falls ich einen Fehler machen sollte. Ich dachte an die vielen Stunden, die ich damit verbracht hatte, die Texte immer wieder abzuschreiben, um sie besser behalten zu können. Ich fragte mich, ob das Deutschlernen ebenso sein würde.

Als der erste Schultag an der Handels- und Dolmetscherschule St. Gallen gekommen war, stand ich wie jeden Tag um sechs Uhr früh auf, um zu duschen und danach meine tägliche buddhistische Praxis der «weissen Tara» zu machen. Die weisse Tara ist eine Gottheit, die für ein langes Leben steht. Sie besitzt die Fähigkeit, Menschen, die ihre Gebete sprechen, von Ängsten zu befreien und ihr Leben harmonisch und sicher verlaufen zu lassen. Nach der Meditation bereite ich manchmal ein tibetisches Frühstück zu: Buttertee mit Salz und Tsampa. Vom Buttertee stelle ich dann immer eine kleine Tasse auf meinen Altar in die Nähe des Bildes des Dalai Lama. Mit dem restlichen Tee vermische ich den Tsampa, eine gemahlene Gerste, bis eine fast feste Masse entsteht, die süss oder salzig schmecken kann, je nachdem, ob ich salzige Butter oder süssen Tee verwendet habe. Eine Schale Tsampa reicht und ich bekomme bis zum Mittag keinen Hunger mehr.

Als ich in der Schule ankam, war ich überrascht, Kollegen aus der ganzen Welt zu sehen und sogar einige Freunde aus der Asylunterkunft. Statt Texte zu wiederholen, beschäftigten wir uns mit alltäglichen Situationen und lernten, wie wir uns auf Deutsch am besten zurechtfinden können. Während der Unterricht in meinem Land eher einfach war, habe ich hier die Möglichkeit, ganz unterschiedliches Wissen mit verschiedenen Lehrpersonen zu erarbeiten. Da ich an drei Morgen jeweils zweieinhalb Stunden Unterricht habe, bleibt mir daneben noch viel Zeit. Deshalb besuche ich am Nachmittag die Integraschule des Solinetzes in St.Gallen und am Mittwochabend treffe ich mich mit Freunden in der Saletta in Romanshorn. So, jetzt habe ich viel über mein Schulleben in der Schweiz erzählt – nächstes Mal schreibe ich über meine Erlebnisse im täglichen Leben und mit meinen Freunden!

Gyatso Drongpatsang, 1978, arbeitete in Tibet in einer Klosterschule als Lehrer. 2011 ist er in die Schweiz geflüchtet. Heute lebt er mit dem Entscheid «vorläufig aufgenommen» in Romanshorn.